

Beispielhafte Ergebnisse und Leitfragen

Workshop1 Freitag und Samstag

2/1

Weniger Ergebnisse als ein paar exemplarische Antworten zu den vier Leitfragen:

1. Was in den drei Inputs hat Ihr besonderes Interesse geweckt?

- Mission ist nicht nur Evangelisation, sondern auch gesellschaftliches Engagement.

- Mission bezieht sich nicht nur auf Außenstehende, sondern Mission hat auch stärkende Funktionen für die Gemeinden und ihre Mitglieder?

- Starkes Votum: Mission als „Präsentation der Anwesenheit Gottes“, mit dem Ziel: „Wohlergehen der Schöpfung und der Menschheit“

2. Welche Punkte aus den Inputs haben eine spezielle Relevanz für Ihren Kontext?

- Bezogen auf die Aussage, dass Mission stärker Beteiligung als Bekehrung sei: Einerseits sympathisch, da es vor Ort in Deutschland einen Trend gibt „Glaube ja – Kirche nein“, vielfach herrscht ein Synkretismus vor. Zugleich gibt es einen Wunsch nach Eindeutigkeit. Beides passt zusammen, aber wie?

3. An welchen Stellen, bei welchen Gedanken widersprechen Sie?

- Ziel der Mission ist es, das Evangelium weiterzugeben, das darf nicht zu kurz kommen.

4. Was sollte für die Weiterarbeit aufgenommen werden?

- Nachdenken darüber, wie Mission praktisch in den Gemeindekontext einbezogen werden kann.

5/1

Eindrücke aus dem Gespräch in Workshop 5/1

- Welche Rolle spielt es im Hinblick auf das Thema Diversität, Minorität zu sein? Ist der Zugang nicht anders, als wenn man von einer Main-Line-Church aus argumentiert?

- Einstellung zur Diversität ist nicht (nur) eine Frage von Minorität und Majorität?

- In der deutschen Gesellschaft haben viele Menschen kein Interesse an Kirche und überhaupt an Tradition. Es ist unsere Aufgaben, die Relevanz von (kirchlicher und nicht-kirchlicher) Tradition aufzuzeigen.

- An der Hauptvorlage „Kirche und Migration“ der EKvW wurde kritisiert, dass sie zu schnell in „Fremder/Gast“ und „Gastgeber“ einteilt. Christinnen und Christen aus anderen Ländern werden immer noch als Fremde gesehen, auch wenn sie schon lange in Deutschland leben.

- Die reformierte Kirche in Ungarn möchte „Kirche mit anderen“ sein. Dies ist eine

Herausforderung, die sich exemplarisch am Umgang mit den Roma zeigt.

- Humanität ist keine Frage von „Liberal-Sein“, sondern es ist einfach christlich.

- In Deutschland ist auch „Klassismus“ ein Problem, d.h. das Gefühl von Inferiorität aufgrund von angeblicher Klassenzugehörigkeit. Dabei geht es nicht nur um das Gefühl, sondern auch darum, dass man in diese Rolle hineingedrängt wird. Auch dies muss im kirchlichen Kontext aufgegriffen werden.

- Wir haben noch einen langen Weg vor uns, in der Kirche andere anzuerkennen. Die Vision in Westfalen ist es, von einer weißen Mehrheitskirche (main line church) zu einer lebendigen und diversen Kirche zu kommen.

Workshop 2 Freitag und Samstag

2/2

Thesen aus dem Workshop:

1) Mission braucht ein heterogenes Setting der Vielfalt. Dabei ist diese Vielfalt nicht nur in internationalen Begegnungen erfahrbar, sondern auch in der Vielfalt der Welt bei uns vor Ort.

2) Interkulturelle Gemeinden sind notwendig, um der Tatsache gerecht zu werden, dass die Gesellschaft kulturell und auch hinsichtlich unterschiedlicher christlicher Traditionen vielfältig geworden ist. Dazu braucht es das Gespräch miteinander, wie sich eine weithin homogene Gemeinde zu einer heterogenen Gemeinde entwickeln kann, in einem wechselseitigen Prozess der Annäherung. Gleichzeitig braucht es auch geschützte Räume in einer solchen Gemeinde, wo Menschen unter sich Begegnung finden können.

3) Im Thesenpapier der Synode fehlt eine klare Zuordnung und Verhältnisbestimmung von Mission und Evangelisation (Evangelisation als Herz der Mission, weil Mission ohne Evangelisation nicht möglich ist). Dabei braucht es Toleranz zwischen den unterschiedlichen theologischen und geistlichen Prägungen, die manchmal zueinander finden können im Gespräch, manchmal aber auch keine gemeinsame Basis finden werden.

5/2

Lebhafte Diskussion, in der auch die Moderator*innen inhaltlich gefragt waren.

Konsens Referenten: Man muss zwischen Kirche als Organisation und als Leib Christi (geistliche Gemeinschaft, weltumspannend) unterscheiden, darf aber beides nicht voneinander trennen.

Vor allem in Diaspora-Situationen ist es wichtig, mit dem eigenen Profil erkennbar zu bleiben.

Meine missionarische Aktivität beginnt schon bei mir selbst, wenn ich mir deutlich mache, warum und in welchem Sinne ein biblischer Text für mich von Bedeutung sein sollte. Kirche ist nur Kirche, wenn sie von Gottes Liebe erfüllt für alle Menschen brennt und die Fülle des Lebens für alle will. Konkret wird das nicht in der Theorie, sondern im Umfeld der Ortsgemeinde, im Öffnen der Ortsgemeinde, auch in der Selbstaufgabe im Quartier. Mission geschieht letztlich nur in der Gemeinde vor Ort: wo Menschen konkret zusammenkommen und eine Gemeinschaft von Christinnen und Christen bilden und konkret in verschiedenen Dimensionen (Bildung, Diakonie, Kultur) leben. Teilnehmerin: Wir ahnen wohl erst, nicht von der Komfortzone der organisierten Mehrheit her zu denken.

Bei aller Freude an Fresh X: Mir fällt schon auf, dass die fast alle in der "Cappuccino-Zone" entstehen und eher selten in sozialen Brennpunkten.

Ehlhaus u.a. zur Weiterarbeit am Thesenpapier: Mt. 28 in der Version Basisbibel verwenden: Jesus sagte: „Geht nun hin zu allen Völkern und ladet die Menschen ein, meine Jünger und Jüngerinnen zu werden. Tauft sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes! Und lehrt sie, alles zu tun, was ich euch geboten habe! Seid gewiss: Ich bin bei euch, jeden Tag, bis zum Ende der Welt.“

TN: Konkrete Bitte um Anregungen, Hilfe und Praxisbeispiele für die westfälischen Ortsgemeinden

Workshop 3 Freitag und Samstag

5/3

Ergebnisse des Workshops 3 am Samstagmorgen

1. Mission bedeutet nicht mehr nur voneinander, sondern vor allem miteinander lernen. Dies geht nicht mehr in bilateralen Beziehungen, weil sie zu wenig die gesamte Lebensrealität von Kirchen weltweit abbilden. Die deutschen Kirchen werden in wenigen Jahren nicht mehr „gebende“ Kirchen sein, vor allem „nehmende“ im Blick auf die Situation eines massiven Mangels an Pfarrerinnen und Pfarrern.
2. Wir müssen unterscheiden zwischen den positiven Erfahrungen in der Mission und den negativen Erfahrungen der Mission. Wir müssen historisch genau schauen, auf welcher Seite standen die Missionare und Missionarinnen (Stärkung von kolonialen Strukturen oder Anwaltschaft für die Menschen vor Ort gegen Ausbeutung und Unterdrückung).
3. Wir müssen in den Blick nehmen, dass der Begriff „Mission“ durch negative Erfahrungen von Ausbeutung usw. Menschen verletzt hat. Das geschah aber nicht in allen Kirchen. Trotzdem haben alle Kirche eine Verantwortung dafür, ihren eigenen Anteil an verletzenden (Macht-)Strukturen zu überprüfen und ein neues Verhältnis zu Menschen zu finden, die unter den Erfahrungen von Kirche und Kolonisation gelitten haben, wie es die UCC im Blick auf die Ureinwohner Amerikas aufzuarbeiten versucht.

Workshop 4 Freitag und Samstag

2/4

Session: Was bedeutet gleichberechtigte Gemeinschaft in der Mission

Die unterschiedlichen Kirchen haben geschichtlich bedingt sehr unterschiedliche Entwicklungen genommen, haben aufgrund der politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sehr unterschiedliche Themen behandelt und Schwerpunkte herausgebildet.

Räume zur Begegnung in ‚größerer Weite‘ schaffen, um über diese konkreten Themen miteinander zu arbeiten, um sich dabei besser kennen zu lernen und einander besser zu verstehen.

Die je ‚alte Denke‘ der jeweiligen Partnerkirchen hindert das Miteinander – dies offen ansprechen und bearbeiten. Die Sicht, einander als Bereicherung zu sehen, verstärken. Es gibt viele Störfaktoren zur Gleichberechtigung (beidseitig); diese zu beseitigen, ist noch ein langer Weg. Die z.T. jahrelangen Geber/Nehmer-Mentalitäten müssen überwunden werden.

Hier gibt es durchaus verheißungsvolle Entwicklungen im Rahmen der konkreten Partnerschaftsarbeit. Gegenseitige Besuche werden diesbezüglich neu konzipiert. Tatsächlich schafft Corona aktuell eine ‚neue‘ Verbundenheit: die miteinander weltweit geteilte Erfahrung der gleichen Bedrohung. Dazu kommt eine konkrete Verbundenheit durch Fürbitte und die verstärkte Digitalisierung.

Gemeinschaft auf Augenhöhe – ein Märchen?? Was bedeutet ‚Augenhöhe‘ – kann sie erreicht werden?!

Je besser man sich kennt, umso besser gelingt Augenhöhe.

Wenn ‚Augenhöhe‘ ein reziproker Prozess von Schwächen/Unsicherheiten zeigen und Stärken teilen ist - wie lassen sich Räume schaffen, in denen alle sich trauen auch ratlos, fragend und schwach ‚nicht-wissend‘ zu sein um von dort aus wirklich aufzubrechen? Was sind da Erfahrungen?

Es gibt gute Erfahrungen mit veränderten Strukturen von Partnerschaftsbesuchen: Ein ‚Abend für uns‘ – miteinander auch Schwachheit und Ratlosigkeiten teilen.

Manchmal trauen sich die Gäste nicht, sich inhaltlich offen zu äußern (ggf. andere Meinung zu manchen Themen) wegen der finanziellen Abhängigkeit. Hier: ‚sichere Räume‘ für wahrhaftigen Austausch schaffen. Eine gute Möglichkeit: das gemeinsame Bibelteilen (Bibel lesen mit den Augen der anderen...). Sich miteinander austauschen, ohne zu werten, und dabei gemeinsam auf Jesus hören. Auch aufeinander hören und voneinander lernen!

Mission heißt: Aufbruch – wo gibt es ihn schon, wo brauchen wir ihn noch?! Im Blick auf die Kirche in Deutschland ist oft wenig Aufbruch vor Ort zu spüren...wie kann sich das ändern/das muss sich ändern! Grenzen überschreiten, im Lebensraum zuhören und Neues entdecken!

‚Diakonie‘ als Querschnittsthema in der weltweiten Gemeinschaft entdecken!

Gleichberechtigung nicht nur zwischen den Kontinenten, sondern auch zwischen den Kirchen in einem Land. Ökumene muss wirklich Praxis werden!!

Müssen wir denn jetzt strukturell was anders machen? Also... ‚Weite wirkt‘ ist ja auch schon eine Weile her...hatten wir das da schon drauf? Sind wir seitdem weiter?

Ja, Mission muss zum Mainstream werden!

Mission ist Lebensäußerung von Kirche – im eigenen Land und im Blick auf die, mit denen wir weltweit verbunden unterwegs sind!

Wir sind nicht alle gleich, aber niemand hat alles und keiner hat nichts!

5/4

Protokoll Plenary Workshop 5/4, Samstag, 10.45 – 11.45 Uhr

VEM: Gemeinschaft partnerschaftlich-gleichberechtigter Mission (These 6)

In Partnerschaften geht es nicht ausschließlich um materielle Fragen. Wo liegt der Schwerpunkt der Christenheit heute?

Das „Zentrum“ der Christenheit ist geografisch nicht lokalisierbar, die Frohe Botschaft ist eine weltweite. Zwar spielen materielle Ressourcen noch eine wichtige Rolle, wichtiger aber sind die noch damit verbundenen Abhängigkeitsverhältnisse. Wir sollten verstärkt Themen wie Bildung, Theologie und Liturgie im Blick haben.

Frieden und gemeinsames Lernen als wichtige Aufgaben – wie kann das aussehen?
Tansania als Land mit vielen Christen und Muslimen ist ein Beispiel für einen friedlichen Umgang miteinander, der nur durch eine radikale Offenheit und Akzeptanz der Menschen möglich ist. Diese und ähnliche Erfahrungen in Afrika und Asien sind inspirierende Beispiele für Europa und Deutschland.

Die funktionierende Partnerschaftsarbeit der VEM, die gemeinsam geplant, durchgeführt, evaluiert und kommuniziert wird, zeigt, wie das aussehen kann.

Brauchen wir in der Evangelischen Kirche von Westfalen mehr von dieser Offenheit und Akzeptanz?

Und wie kommen wir dazu?

Das gegenseitige persönliche Kennenlernen ist dabei zentral: Wer erlebt, wie Christen eines anderen Kontinents leben und was sie bewegt, wird dabei wertvolle Erfahrungen machen. Gerade die Diversität in den Partnerschaften kann uns zur gegenseitigen Unterstützung und zum gemeinsamen Lernen befähigen. Das ist ein besonderer Schatz unserer Kirchen!

Wird das Miteinander als „auf Augenhöhe“ erlebt?

In den vielfältigen Partnerschaften zwischen Tansania und Deutschland sehen wir uns inzwischen als Kollegen, von denen alle etwas zu geben und etwas zu empfangen haben. Persönliche Begegnungen spielen dafür eine wichtige Rolle. Möglich wird dieser Kontakt nun auch durch die zunehmende Nutzung des Internets, das Begegnungen zwischen Menschen, beispielsweise über Zoom, erleichtert.

Zwar gibt es tatsächlich noch ein unterschiedliches wirtschaftliches Niveau, aber die spirituelle Dimension ist die wichtigere. Ein gemeinsames Feiern unseres Glaubens, praktisch zum Beispiel an Partnerschaftssonntagen und den Austausch von Personal, ist zentral für die gemeinsame Augenhöhe. Und auch die afrikanischen Kirchen haben etwas Materielles beizusteuern, so wurde zum Beispiel schon Geld gesammelt, um deutschen Gemeinden zu helfen, die in finanziellen Schwierigkeiten sind.

Workshop 5 Freitag und Samstag

2/5

1. Akteure und Adressaten der Mission

Westliche Kirchen können auch Empfänger von Mission sein, sie sind nicht nur die Akteure. Interkulturelle Mission ist eine Denkweise aller Menschen in der Kirche, aber wir brauchen eine spezielle Ausbildung dafür, es passiert nicht einfach. Dann können wir sehen, dass es eine Win-Win-Situation ist: Interkulturelles Arbeiten zeigt verschiedene Hintergründe und sie werden zusammenkommen

2. Das komplexe Phänomen der Sprache

Zunächst geht es darum, sich gegenseitig zu verstehen, also braucht man zunächst eine Übersetzung. Aber der Gebrauch von Sprache führt zu unserer menschlichen Existenz. Und sie ist ein sehr intimer Aspekt unserer Spiritualität: Wenn wir beten, benutzen wir unsere eigene Sprache. Multikulturelle Liturgien können dabei hilfreich sein, damit wir voneinander lernen können.

3. Jüngerschaft

Vor allem die IKK-Kirchen zeigen, dass dies ein wichtiger Aspekt ist. Mission ist ein Lernprozess.

Von Jüngerschaft zu sprechen, ist ein entscheidender Punkt in der Missionsagenda. Es bedeutet, Menschen dazu einzuladen, mehr in das Material des Christentums hineinzuwachsen. Wie können wir Menschen dazu bringen zu wachsen?

Dieser Lernprozess ist ein gemeinsames Lernen: in Mt 28 sehen wir Jünger, die gehen mussten, um Jünger zu werden.

4. Hegemonie

Ist "interkulturelles Arbeiten" in deutschen Großkirchen wirklich ein Schritt zurück von unserer Hegemonie in den ökumenischen Beziehungen? Oder nur eine andere Art, "sich zu erniedrigen, um erhöht zu werden"? (vgl. Lk 14,11)

Die westlichen Kirchen sind hegemonial und sehen sich selbst als "die". Das bedarf einer Umkehr, um wirklich interkulturell zu werden. Wir müssen Werkzeuge haben und einen Appetitanreger geben, um interkulturell zu werden.

5. Rassismus

Es ist unmöglich, interkulturelle Begegnungen einzuführen, ohne über Rassismus zu sprechen. Wir müssen Rassismus auf die Tagesordnung setzen!

5/5

Mission in Interkulturellen Begegnungen und "Zwischenräumen" (These 7)

Impulse:

Mehrdad Sepheri Fard: Die Kenntnis des jeweiligen kulturellen Alltags ist unabdingbar. Erst dann kann man erkennen, was Menschen aus unterschiedlichen Kulturen brauchen oder welche Kenntnisse vom Christentum sie haben. Das Verstehen von Menschen ist das Wichtigste in Mission.

Dabei machen wir mitunter die Erfahrung, dass kein Interesse für eine Religion besteht. Das Ziel der farsisprachigen Gemeinden ist nicht die eigenen Gemeindegründung, sondern Teil einer (deutschen!) Gemeinde zu werden, wie in einer Familie. Dazu müssten deutsche Gemeinden noch offener werden.

Solche Versuche oft fehlgeschlagen, da deutsche Gemeinden oft nicht offen waren, sich auch zu verändern.

Lydia Tigges: Die Lydia-Gemeinde Dortmund hat kein differenziertes Missionsverständnis, es hängt stark ab von den jeweiligen mitgebrachten Bildern. Die theologischen Biografien sind in der Lydia-Gemeinde außerordentlich vielfältig, ihr Zusammentreffen ist eine große Herausforderung. Damit Gemeinschaft funktioniert, muss man miteinander ins Gespräch kommen. Dies hat Menschen verändert und sprachfähiger gemacht. Dadurch ist eine Teilhabe an der Missio Dei möglich. Es wurde gerne das Bild einer WG benutzt, bei dem alle eigene Räume haben, es aber zur Begegnung auch gemeinsame Räume gibt, in denen man sich begegnet. Mission spielt im Sinne der Thesen eine klare Rolle. Die Christ*innen der ersten Generation haben dazu ein klares Ja gefunden. Daher sind die Thesen und die dadurch ausgelösten Diskussion sehr zu begrüßen, weil sie eine gute Grundlage für eine Verständigung unterschiedlicher Menschen ist und weil es genau diesen Menschen den Rücken stärkt, die andere teilhaben lassen wollen, was ihr Herz mit Liebe erfüllt.

James Brown (Church of Scotland und IKK): Bei aller inhaltlichen Zustimmung zum Missionspapier bleibt die Frage, ob hier noch von Mission in dem Sinne die Rede ist, wie in die IKK-Gemeinden verstehen würden? Auch dieses ist unterschiedlich, möglicherweise passt der Begriff „outreach“ statt „mission“ besser. Auch scheint das Bild von der Kirche als Exodus-Volk besser zu dem Kirchenverständnis der Thesen.

Diskussion:

Die Missionsthesen scheinen sehr verhalten zu sein, man will sich bewegen, aber nicht so richtig loslaufen und sich begegnen.

Kommunikation ist zentral, Missionsverständnis heißt auch miteinander ins Gespräch zu kommen. Notwendig wäre eine Hermeneutik des Missionarischen, d.h. eine erweitertes Missionsverständnis, das Konturen hat, in denen sich unterschiedliche Verständnisse wiederfinden können. Das Zentrum wäre Mission als Teil der Sendung Gottes, die auf die Resonanz der Botschaft Gottes zielt. Um dieses Zentrum herum kann alles zugeordnet werden. Diese Zuordnung fehlt noch in den Thesen.

Der Begriff interkulturelle Zwischenräume stammt von Homi Bhabha und beschreibt einen „dritten“ Raum, in dem sich unterschiedliche Kulturen begegnen und „hybride“ Kulturen entstehen können.

Wenn man in einer Struktur eingebunden ist, wird man betriebsblind. Ein solcher interkultureller Zwischenraum ermöglicht eine neue Perspektive. In diese Zwischenräume kann man einladen, man braucht Mut, weil man seine eigenen Traditionen und Kulturen nicht wiederfindet. Dabei ist es wichtig, Menschen von Anfang an Mitbestimmungsrecht einzuräumen!

Außenperspektive: es fehlen hier noch die Perspektiven, die Mission (und auch Kirche überhaupt) kritisch sehen. Eine solcher Einbezug könnte für die Begriffsklärung hilfreich sein.

Schlussworte:

Egal welches Wort wir für Mission verwenden: Wir sollten schauen, was Gott von uns will, dort sollen wir sein. Gottes Willen zu erfüllen ist Mission.

Es ist eine Herausforderung, nicht zu schnell sagen, dass wir alle eins sind. Vielfalt hat auch ihre Berechtigung. Erst dann sind wir glaubwürdig.

Ein interner Dialog angesichts unterschiedlicher Bedeutungen von Mission ist notwendig, missionarisch richten wir uns an Gesprächspartner als „Welt da draußen“ (Act 17)